



Beilage zum Jahresbericht  
der Städtischen Oberrealschule i. G. zu Bromberg  
===== Ostern 1912 =====

# Zur philosophischen Propädeutik innerhalb des deutschen Unterrichts

von

Oberlehrer Dr. W. Kaminski



No 249

Gruenauer'sche Buchdruckerei Richard Krahl Bromberg.

## Inhalt.

---

I. Stellung der philosophischen Propädeutik im deutschen Unterricht. Schiller und Kant .....	S. 3—8
II. Aus der Erkenntnislehre .....	„ 8—18
III. Das Gemeinsame in Kants und Schillers Ethik .....	„ 18—24

---

## I.

Solange die Philosophie in der Schule von den Lehrplänen noch nicht als selbständiges Unterrichtsfach wiederhergestellt worden ist, muß sie sich mit dem Gastrecht, das andere Lehrgegenstände ihr gewähren, begnügen. Es entspricht der allgemeinen Praxis, daß ihr innerhalb des Deutschen nicht eine bestimmte, abgegrenzte Zeit eingeräumt wird, sondern daß sie da zur Sprache kommt, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, und diese bietet sich im Deutschen auf der Prima eigentlich überall. Wo sich diese Gelegenheit noch sonst bietet, darüber soll hier nicht gehandelt werden. Philosophie ist überall da, sagt einmal Weiffenfels sehr treffend, „wo man das Wesentliche zur Hauptsache macht“<sup>1)</sup>. Philosophie ist auf der Schule nicht eine nach dem Vorbilde der Universitätsphilosophie der Schule noch oben aufgesetzte neue Wissenschaft, sondern erwachsen und sich naturgemäß ergebend aus den Bedürfnissen der Schulwissenschaften selbst ist sie eine die Einzelwissenschaften durchdringende und deren Resultate zu einem einheitlichen Bilde verarbeitende Betrachtungsweise<sup>2)</sup>.

Beschränken wir uns hier also auf das Deutsche. Unter den gegebenen Verhältnissen, die der Philosophie den Charakter des Gelegentlichen ausdrücken, kann ich in einem Kursus der Logik und Psychologie, wie er früher allgemein üblich war und in Osterreich — unter anderen Verhältnissen als bei uns — heute üblich ist, nicht den Schwerpunkt der philosophischen Anregungen, die unsre preußische Schule heute zu geben imstande ist, erblicken. Dazu wären diese Belehrungen in der Logik und Psychologie entweder zu verstreut und zu vereinzelt, oder zusammenhängend systematisch betrieben würden sie den Gang des deutschen Unterrichts störend unterbrechen. In der Lage, in der sich bei

<sup>1)</sup> D. Weiffenfels: Die philosophischen Elemente unserer klassischen Litteraturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule. Das humanistische Gymnasium. 13. Jahrg. 1902, S. 19.

<sup>2)</sup> Diese Auffassung ist am überzeugendsten vertreten von A. Kausch: Philosophische Propädeutik. Im Handbuch für Lehrer höherer Schulen, bei Teubner 1906 und „Elemente der Philosophie, ein Lehrbuch auf Grund der Schulwissenschaften“. Halle 1909.

uns der Unterricht befindet, sind die Bedürfnisse des deutschen Unterrichts hier in erster Linie zu berücksichtigen, und man wird, ohne andere Dinge ungebührlich zu verkürzen, nur schwerlich über ein ziemlich beschränktes Maß hinausgehen können. Ich sehe gar keinen Grund ein, diese durch unsere Organisation des Unterrichts gebotene Beschränkung in der Logik und Psychologie zu bedauern und etwa eine Erweiterung für wünschenswert zu halten. Kann man doch aus inneren pädagogischen und philosophischen Gründen den Wert der formalen Logik und empirischen Psychologie zum Zwecke der Erweckung des philosophischen Denkens sehr bezweifeln<sup>3)</sup>.

Die erste Einführung in die Logik wird sich am zweckmäßigsten an die Grammatik anlehnen mit dem Hinweis, daß die Gesetze des Denkens analog sind den Gesetzen der Ausdrucksform des Denkens, also den Gesetzen der Sprache. Begriffsbestimmungen und -einteilungen, logische Beziehungen und Bedingungen von Urteilen werden selbstverständlich durchgenommen und geübt werden müssen, soweit sie zur Auffassung und Gliederung eines Aufsatzhemas nötig sind. Aber man verschone die Schule mit dem „unnützen Blunder der syllogistischen Figuren“ (Kant)<sup>4)</sup>.

Was die Psychologie betrifft, so liegen die erkenntnistheoretischen Fragen, mit denen die Psychologie gewöhnlich beginnt, weniger im Vordergrund der im Deutschen zu behandelnden Dinge; vielmehr sind es durchweg Probleme ethischer und ästhetischer

<sup>3)</sup> Vor einer Überschätzung der formalen Logik warnte schon Uhlig: Über den Unterricht in der philof. Propädeutik. Das humanistische Gymnasium 1895, S. 133, noch entschiedener F. Rehmke: Die philof. Propädeutik als Unterrichtsfach in der Prima unserer höheren Schulen. Monatschrift f. h. Sch. 1902, S. 245, der aber mit seinem Vorschlag des Unterrichts der Geschichte der Philosophie wohl wenig Anklang gefunden hat. Vgl. ferner Weisenfels: Die Philosophie auf dem Gymnasium. Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1899. Ferd. Jakob Schmid: Die Philosophie auf den höh. Schulen. Preuss. Jahrbücher Bd. 109, 1902, S. 478 f. [Schmidt schlägt vor, den philosophischen Schulunterricht an eine schlichte und elementar gehaltene Darstellung der Philosophie Kants anzulehnen. Die Bedenken, die Kaufsch (Verhandl. d. Direktorenversammlung d. Provinz Sachsen 1903, S. 156) gegen den Vorschlag Schmidts erhebt, kann ich nicht teilen.] Haack: Über den Unterricht in der philof. Propädeutik besonders an Oberrealschulen. Zeitschr. für lateinlose höh. Schulen 1904, S. 117 f. Maurer: Die Einleitung in die Philosophie. Monatschrift f. h. Sch. 1905, S. 129 f. Baihinger: Die Philosophie in der Staatsprüfung Berlin 1906, S. 130 f. — Bei aller Verschiedenheit ihrer Reformvorschläge sind die genannten Verfasser einig in ihrem Protest gegen den schulmäßig-systematischen Betrieb der formalen Logik.

<sup>4)</sup> Vgl. Beilage XVI des Mitberichts in den Verhandlungen der Direktorenversammlung in Pommern 1903, S. 48. „Die Lehre von den sogenannten Schlussfiguren ist nicht durchzunehmen oder doch nur in historischem Interesse und als abschreckendes Beispiel für eine wissenschaftliche Verkücherung kurz zu streifen.“

Art, die sowohl in den Dichtungen als auch in den kritischen Schriften Lessings und Schillers den Schülern begegnen. Die ersten Unterweisungen werden sich weniger mit der Entstehung und dem Verlauf der Vorstellungen beschäftigen, als vielmehr mit den Erscheinungen des Gefühls- und Willenslebens. Auch hier wird es sich zunächst nur um die Klarheit der Grundbegriffe handeln. Die Schüler sollen mit so häufig vorkommenden Worten wie Wille, Leidenschaft, Phantasie, Charakter, Trieb, Instinkt, Affekt, Motiv, Handlung usw. eine klare Vorstellung verbinden.

Damit hätten die Schüler ein notdürftiges Werkzeug in Händen; aber für eine Belebung des philosophischen Sinnes ist damit noch herzlich wenig geleistet. Wenn Logik und Psychologie, die gewöhnlich als die beiden Gegenstände der philosophischen Propädeutik genannt werden, auf dies ungefähr umschriebene geringe Maß beschränkt blieben, so bleiben die philosophischen Unterweisungen eben keineswegs auf Logik und Psychologie beschränkt. Für eine stärkere Berücksichtigung der Ethik sind Paulsen und Geher eingetreten, für die Ästhetik Franz Kern mit seinem Buche „Lehrstoff für den deutschen Unterricht in der Prima“.

Aber alle diese und noch andere philosophische Disziplinen bleiben vereinzelt, wenn nicht ein geistiger Mittelpunkt gegeben wird durch das verknüpfende Band einer großen Persönlichkeit. Wahren Einführungsunterricht empfangen wir immer nur durch die Gedankenwelt eines Meisters schöpferischen Denkens. Der Philosoph aber, der uns auf der Prima im Deutschen auf Schritt und Tritt begegnet, ist Schiller<sup>5)</sup>.

<sup>5)</sup> Vgl. Kühnemanns Einleitung zu seiner Ausgabe von Schillers philosophischen Schriften. Philos. Bibl. Bd. 103. 2. Aufl. Spz. 1910. Kühnemann hat durch seine Arbeiten ein neues und tieferes Verständnis Schillers begründet. — „Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des Wallenstein.“ Marburg 1889. — „Schiller.“ München 1905. — Ferner von kleineren Arbeiten des Verfassers: „Schillers philosophische Schriften im Schulunterricht.“ Monatschrift für höh. Schulen. 1903, S. 508 f. und die Ausgabe von Schillers philos. Gedichten als 11. Bd. der Hausbücherei der Deutschen Dichtergedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel 1905. Ein Vorgänger Kühnemanns in dieser Hinsicht war Friedrich Albert Lange. In der „Geschichte des Materialismus“ (2. Aufl. 1873—75) hat er an vielen Stellen seiner Überzeugung von dem unvergänglichen Werte der Schiller'schen Ideendichtung Ausdruck verliehen. Der Tod hinderte ihn an der Ausföhrung eines geplanten Werkes über Schillers Philosophie. Ellissen hat aus seinem Nachlaß herausgegeben: Einleitung und Kommentar zu Schillers philos. Gedichten von F. A. Lange. Bielefeld 1897. Ich hebe aus der Flut der Schillerlitteratur hier nur die Schriften dieser beiden alles andere überragenden Persönlichkeiten hervor.

Selbst wenn wir von seinen Abhandlungen absehen, fast jedes Gedicht seiner Gedankenlyrik, das auf der Prima behandelt wird, versetzt uns mitten hinein in die Kantische Philosophie, und der Angelpunkt, um den sich alles dreht, ist die Idee der Freiheit, die man wohl überhaupt als den Schlüssel zum Verständnis Schillers bezeichnen kann. Hier liegt die Notwendigkeit des philosophischen Unterrichts am deutlichsten auf der Hand, hier aber tritt auch, gerade wegen der Unumgänglichkeit, die Schwierigkeit am deutlichsten zu Tage: die Auseinandersetzung mit Kant. Daß sie notwendig ist, bezweifelt niemand; aber sie muß auch etwas „nach der Quelle schmecken“ (Lessing), wenn etwas Geschmackvolles und Brauchbares herauskommen soll, und nicht ein Herumreden vom Ungefähr.

Wie soll der Lehrer bei der Darbietung verfahren? Die drei kritischen Hauptschriften Kants kann er selbstverständlich nicht lesen lassen. Soll er zu sekundären Quellen greifen? Eine wirklich absolut zutreffende populäre Darstellung gibt es nicht; auch der treffliche Kronenberg befriedigt nicht restlos. — Der einzige Weg ist der, irgendwelche Schriften Kants der Besprechung zugrunde zu legen. Dazu sind die „Prolegomena“ vorgeschlagen, gewiß mit Recht. Aber im Hinblick auf Schiller scheint mir eine Schrift der praktischen Philosophie fast noch wichtiger, und da ist keine andere besser geeignet, als die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“<sup>6)</sup>. In derselben Weise, wie die „Prolegomena“ wegen ihrer leichteren Faßlichkeit und wegen ihrer Freiheit von der das Verständnis nur erschwerenden Systematik zur ersten Einführung den Vorzug verdienen vor der Kritik der reinen Vernunft, so — und in noch höherem Grade — ist der Kritik der praktischen Vernunft die Grundlegung der Metaphysik der Sitten vorzuziehen. Man lese nur einmal das Anfangskapitel: „Übergang von der gemeinen sittlichen Vernunft-erkenntnis zur philosophischen.“ Ich wüßte in der gesamten philosophischen Litteratur nichts, was bei annähernd gleicher Tiefgründigkeit der Einfachheit und Schlichtheit dieser Ausführungen sich an die Seite stellen ließe. Sollte man einmal durch Erweiterung der zur Verfügung stehenden Zeit und Durchbildung der philosophischen Lehrmethode künftig in der Lage sein, Kant auf der Schule zu lesen, so käme zuerst die Grundlegung der Metaphysik der Sitten

<sup>6)</sup> Bahlinger a. a. D., S. 152 und Paulsen in Reins Handbuch der Pädagogik (Bd. 6, S. 805) haben bereits auf die Verwendbarkeit dieser Schrift zum philos. Schulunterricht hingewiesen.

in Betracht, in zweiter Linie die Prolegomena<sup>7)</sup>. — Vorläufig aber — um keine Zukunftsmusik zu treiben — denke ich mir diese beiden Schriften in der Hand des Lehrers, der, wenn er auch vor Zeiten mit heißem Bemühen seinen Kant durchstudiert hat, gut tut, sich nicht auf ungefähre Reminiszenzen zu verlassen, sondern so oft als möglich die Quelle selbst einzusehen. Auch in der Kritik der reinen Vernunft finden sich viele Stellen, die — mögen sie Schiller bewußt vorgezeichnet haben oder nicht — geeignet sind, klares Licht über Gedanken in Schillers Lyrik zu verbreiten<sup>8)</sup>.

Nicht immer und nicht auf allen Anstalten werden Schillers philosophische Abhandlungen in der Klasse gelesen. Lehmann weist darauf hin, wie die Schüler „die für sie wesentlichen Elemente der Gedankenwelt Schillers fast sämtlich aus seinen Gedichten gewinnen können, wenn sie die geeignete Erläuterung seitens des Lehrers erhalten“<sup>9)</sup>. Noch weiter geht Lange: Schiller sei in seinen Gedichten in höherem Grade Philosoph als in seinen Abhandlungen, in denen er nicht immer die Grenze zwischen Idee und Wirklichkeit so scharf festhalte wie in den Gedichten<sup>10)</sup>. Ja „das Ideal und das Leben“ könne bei richtiger Behandlung fast einen vollständigen propädeutischen Kursus ersetzen.

So will ich denn einmal Schillers Prosa gänzlich beiseite lassen und nur seine Dichtungen zur Anknüpfung des philosophischen Unterrichts verwerten. Es braucht aber nicht befürchtet zu werden, daß der poetische Reiz der Gedichte durch langatmige philosophische Erklärungen geschädigt werden könnte. Die Darbietung der Gedichte als solche ist eine Sache für sich und fällt außerhalb des Rahmens

<sup>7)</sup> In Frankreich ist man bereits soweit. In den französischen Lehrplänen ist in der Liste der für den philos. Unterricht zur Auswahl gestellten Autoren bezeichnenderweise unser Philosoph mit zwei Schriften vertreten: Kant: *Fondements de la métaphysique des moeurs. — Prolegomènes.* Mitgeteilt bei Ziermann: *Die Philosophie im höheren Schulunterricht mit besonderer Berücksichtigung der Oberrealschule.* Programm Steglitz 1906.

<sup>8)</sup> Ein neues vorzügliches Mittel, um das Vorurteil von der Unverständlichkeit Kants zu zerstören, ist das Buch „Kants populäre Schriften“ unter Mitwirkung der Kantgesellschaft herausg. von Menzer. Berlin 1911. Insbesondere hat der Herausgeber durch den Abdruck zweier Schriften sich ein Verdienst erworben, die bisher in Einzelausgaben schwer zugänglich waren: „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ und „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“.

<sup>9)</sup> R. Lehmann: *Der deutsche Unterricht.* 3. Aufl. Berlin 1909, S. 334.

<sup>10)</sup> Lange: *Einl. u. Kommentar.* S. 21 und *Gesch. d. Materialismus.* 2. Aufl. Bd. II, S. 62.

dieser Betrachtung. Wenn aber nach einigen philosophischen Unterrichtsstunden die Gedichte nun mit tieferem Verständnis des Gehalts ihrer Gedanken erfasst werden, dann hat der philosophische Unterricht dem deutschen einen schätzenswerten Dienst erwiesen.

## II.

Von Schiller her wird der Primaner zu Kant geführt. Die erste Frage wäre nun: wird es zum Verständnis der philosophischen Gedichte Schillers notwendig sein, den Schüler mit Kants Erkenntnislehre bekannt zu machen? Mit einigen Hauptpunkten zweifellos; denn Schillers Resignation als Vorstufe seines moralischen Idealismus ließe sich bloß aus der Persönlichkeit des Dichters nur unzureichend und unvollständig erklären. Mit allen Bestandteilen der Erkenntnistheorie sicher nicht — ganz abgesehen von der Schwierigkeit —, weil es nur einige Hauptgrundsätze daraus sind, die Schiller sich angeeignet hat. Man wird hier in knapper Skizze — ohne sich in das Labyrinth der Geschichte der Philosophie weit hineinlocken zu lassen —, hervorheben, wie es eine neue Tat war, nicht von der Natur des Seins, sondern von den notwendigen Grundlagen des Erkennens aus den Bereich menschlichen Wissens zu durchdringen. In allen ihren Teilen den Untersuchungen der Vernunftkritik nachzugehen, das würde weit über die Aufgabe und Möglichkeit der Schule hinausgehen und ist zu unserm Zweck auch gar nicht nötig.

Man wird vieles von Kants Begründung des Phänomenalismus, von der Lehre von Raum und Zeit und vom Ding an sich übergehen können, zumal diese Gedanken keinen Niederschlag in Schillers Dichtungen bewirkt haben. Ebenso wird man mit der ganzen Kategorientafel die Schüler verschonen können und mit Umgehung der Systematik nur die wichtigste der Kategorien, die *Kausalität*, als notwendige Form des Verstandes klarlegen müssen. Denn hier ist ein notwendiges Glied in der Gedankenreihe, Schiller als den Philosophen des Ideals zu erfassen. Die Idee ist bei Kant und Schiller ein für den bloß theoretischen Verstand Unerreichbares. Daß die Verstandesurteile ihren Geltungsbereich nie auf das Reich der Ideen ausdehnen können, gehört mit zu der



Bestimmung der Idee, und so wird man nicht ganz an der Frage vorübergehen können: worauf gründen sich denn unsere Verstandesurteile?

Wer aber weiß, wie Schiller sich die Ergebnisse der Kritik zu eigen gemacht hat, der wird sehr bald auf einen erschwerenden Umstand stoßen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß Schiller das Hauptresultat der Kritik der reinen Vernunft — Einschränkung des theoretischen Verstandesgebrauchs auf Dinge möglicher Erfahrung und mithin Unerreichbarkeit des Erkenntniszieles — ohne weiteres von Kant akzeptiert hat. Soll man dies, was so häufig in seinen Gedichten anklingt, nun den Schülern einfach als etwas Gegebenes vorsetzen, das sie eben hinnehmen müssen? Wäre das nicht Dogmatismus schlimmster Art! Das hieße Philosophie verfälschen. Sollen anderseits solche Worte wie

„Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,  
Wir können nur raten und meinen.“

oder „Näher bin ich nicht dem Ziel . . .“

„Und das Dort ist niemals hier!“

nur als schöne poetische Redensarten angesehen werden, während sie doch tatsächlich Früchte tiefsten Studiums sind? Das hieße wiederum die Dichtung verfälschen.

Auf dem Gebiete der Erkenntnislehre ist Schiller rein rezeptiv, ja er streift in seiner Gedankenwelt nur einen Teil dieses Gebietes. Der Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung in so subtiler Weise nachzugehen, wie es Kant angeregt durch den Humeschen Zweifel tiefsehend tat, das scheint ein fremder Tropfen in seinem Blute. Mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit reißt er uns mitten in Kant hinein; aber über das Zustandekommen der Voraussetzungen schweigt er ganz und gar. Hier muß der Lehrer als Interpret helfend und ergänzend eingreifen.

Wenn zur Erklärung Schillers die Erkenntnislehre Kants mit wenigen groben Strichen skizziert wird, so kommt leicht ein recht schiefes Bild dabei heraus. Man tut auch Kant Gewalt an, wenn man von ihm einiges wenige entnimmt, was man zur Erklärung Schillers brauchen kann, und dieses wenige kühn als „den Kern seiner Lehre, von Einseitigkeiten und Irrtümern befreit“<sup>11)</sup> ausgibt. Lieber sollte man gar nicht mit dem Anspruch, wirklich „kantische“ Erkenntnislehre darzubieten, auftreten.

<sup>11)</sup> Lange: Einl. u. Kommentar. S. 3.

Kant wollte philosophieren lehren, nicht Philosophie lehren<sup>12)</sup>. Diesen Trieb des Suchens sollen wir auch auf der Schule pflegen und nicht Systeme dozieren. Da aber Schiller sich gar nicht über das Erkenntnisproblem als solches ausspricht, sondern nur das Ergebnis desselben ungefähr im kantischen Sinne voraussetzt, so sind wir als Lehrer durchaus nicht verpflichtet, uns an die Form der Lösung des Problems, die Kant gibt, zu halten. Eine propädeutische Schulunterweisung, die fast nichts voraussetzen kann, wird, indem sie sich dem Verständnis der Schüler anzupassen sucht, nicht umhin können, manches unberührt zu lassen, was zwar zu einem Überblick über die Kantische Philosophie als solche notwendig gehören würde, was aber nicht notwendig zur Anbahnung des philosophischen Verständnisses überhaupt gehört und am allerwenigsten zur Vertiefung in Schillers Gedankenwelt auf Kantischer Grundlage. Immerhin wird man gut tun, hier etwas weiter auszuholen, als es wohl meistens geschehen ist.

Ich denke mir einen Weg, den der Unterricht nehmen kann, etwa nach folgender Skizze.

Der Vater aller Selbstbestimmung ist der Zweifel. Daß die sinnliche Wahrnehmung uns nicht das wahre Bild der Welt gibt, ist leicht einzusehen. Der Augenschein täuscht, das Auge nimmt seiner Organisation gemäß nur die Erscheinung wahr, und die Verstandesüberlegung deckt die Sinnestäuschung auf. Der Verstand befähigt uns — so nehmen wir fürs erste an —, den wahren Zusammenhang und auch die Ursache der Täuschung einzusehen. Beispiele aus der Physik und der mathematischen Geographie werden dies leicht anschaulich machen.

Dabei macht man jedoch schon immer eine gewisse Gesetzmäßigkeit des Geschehens zur Voraussetzung, und die allgemeinste Form dieses Gesetzes ist die notwendige Annahme, daß alles, was geschieht, eine Ursache hat, aus der es geschieht. Beispiele dafür strömen in Fülle aus allen Erfahrungswissenschaften von selbst zu. Ja man kann es wohl als das Charakteristische des modernen Betriebes vieler Schulwissenschaften bezeichnen, daß sie von der bloßen Beschreibung zur Erklärung fortgeschritten sind.

<sup>12)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 632. [Ich gebe die Seitenzahlen bei Kant nach den Reclam-Ausgaben an.] Dazu vgl. Schiller:

„Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht.  
„Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.“

Und am Anfang der Prolegomena spricht Kant im Tone der Ironie von den Gelehrten, denen die Geschichte der Philosophie selbst ihre Philosophie ist.

Unter Schillers Dichtungen gewährt nächst den philosophischen Gedichten der Wallenstein die reichste Ausbeute an philosophischen Gedanken. Es ist auffallend, daß Schiller gerade im Wallenstein öfters von der kausalen Verknüpfung alles Geschehens spricht, auffallend und doch sehr natürlich. Ich meine nicht, weil die Vorarbeiten zum Wallenstein zeitlich auf die philosophischen Studien Schillers folgen. Innere Momente sprechen mit. Kausalität ist die Rehrseite der Freiheit, und der konsequenteste Realist unter Schillers dichterischen Gestalten weiß, wie es in der Welt der Tatsachen, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, aussieht. Er weiß es nicht nur, sondern er spricht es aus, indem er die Welt der Tatsachen einerseits verteidigen muß gegen die idealistische Weltanschauung (Mar), anderseits gegen flache Alltagsnaturen (Illo und Terzky)<sup>13)</sup>. „Es gibt keinen Zufall.“ Kein andres Wort vermag so wie dieses Wort Wallensteins die erste Regung zum philosophischen Nachdenken in einem jungen Menschen zu erwecken.

Und doch kann man das Wort „zufällig“ gebrauchen, ohne dabei irgendwie gegen die Gültigkeit der Kausalität zu verstoßen; aber der es gebraucht, muß dann wissen, daß damit nicht die Negation einer Ursache, sondern das Fehlen eines erkennbaren Zwecks gemeint ist. So sagt an anderer Stelle Wallenstein selbst: „Es war ein böser Zufall“<sup>14)</sup>. Zufällig erscheint uns ein Umstand, den wir nicht mit in Rechnung gezogen haben.

In die Kette der Kausalität ist alles Geschehen eingeschlossen, und wo der Mensch keine Ursache sieht, setzt er sie notwendig voraus.

Naturgemäß wird die notwendige Bedingtheit des Geschehens bei Schiller vor allem in den Dichtungen berührt sein, die sich mit der Idee des Schicksals beschäftigen, so in der Braut von Messina.

„Ein großes Lebendiges ist die Natur,  
Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.“

Doch bleiben wir zunächst bei den einfachsten Fällen des Kausalzusammenhanges. Hier setzt der Humesche Zweifel ein, mit welchem Rechte wir überhaupt von dem Erkennen einer Ursache reden können. Wie vorher die Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmung, so wird jetzt die des Verstandesurteils dem prüfenden Zweifel unterzogen. Hume fordert die Vernunft auf, „ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denke, daß etwas

<sup>13)</sup> Wallensteins Tod. Akt 2, Szene 2 und 3.

<sup>14)</sup> Wallensteins Tod. Akt 1, Szene 3.

so beschaffen sein könne, daß, wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas anderes notwendig gesetzt werden müsse“<sup>15)</sup>.

Es wäre kaum möglich und auch unter den gegebenen Verhältnissen kaum ersprießlich, auf Kants Nachweis der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori einzugehen. Es ist ein scharf umstrittenes Feld der Kantischen Philosophie, und außerdem würde eine Erörterung über die apriorische Gewißheit und Notwendigkeit der Kantischen Denkformen uns weitab von unserm Thema führen. Würde es aber für den Zweck der Schule, zum Nachdenken anzuregen — der Zweck, Schiller verstehen zu lehren, ist ja doch wieder Mittel zu jenem höheren Zweck —, nicht genügen, wenn man sich in diesem Punkte mit Hume begnügt? Es wäre kein schlechter Gewährsmann, auf den wir uns stützen und von dem Kant selbst stets mit den Ausdrücken größter Hochachtung sprach. Mag auch Kant mit seinem Ergebnis weit über Hume hinausgehen, in dem einen, worauf es für uns ankommt, ist er mit ihm einig: daß nur durch die Wechselwirkung von Anschauung und Denken Erkenntnis möglich ist, oder mit anderen Worten: daß nur durch die sinnliche Anschauung ein Gegenstand des Erkennens gegeben ist<sup>16)</sup>.

Es ist Schiller nie eingefallen, das Kantische synthetische Urteil a priori zum Maßstab der Möglichkeit einer Metaphysik zu machen. War doch Kant auf diesen Weg der Untersuchung hauptsächlich durch sein Bemühen gekommen, das Ansehen der Mathematik als Wissenschaft vor dem Richterstuhle seines im Grunde genommen streng rationalistisch gerichteten Denkens zu retten, ein Gedanke, der Schiller vollständig fern liegt. Es genügt zum Verständnis Schillers die Feststellung, daß unsre Verstandeserkenntnis auf das Empirische beschränkt bleibt, wie weit auch die überschwengliche Vernunft ihre Flügel ausspannen mag. Mag man mit Hume das Urteilen für eine durch „Gewohnheit“ erworbene immanente Funktion des Geistes, oder mit Kant die Kategorien für die apriorischen Formen des reinen Verstandes halten, in beiden Fällen wird man zu dem Ergebnis kommen, daß die Verstandestätigkeit nur in Anwendung auf das Mannigfaltige der Anschauung Erfahrungen ermöglicht. Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Unse

<sup>15)</sup> Prolegomena. S. 31.

<sup>16)</sup> Hume: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand, deutsch von Raoul Richter. Philos. Bibl. Bd. 35. Lpz. 1907, wo man eine Menge treffender und klarer Schulbeispiele findet. Vgl. ferner S ö h r i n g: David Humes „Skeptizismus“, ein Weg zur Philosophie. Progr. Schöneberg 1907, S. 23.

Verstandesurteile beschränken sich darauf, die in der Sinnlichkeit gegebenen Vorstellungen zu deuten und in dem Mannigfaltigen der Erscheinungen durch Verknüpfung Einheiten herzustellen, um, wie Kant sagt, sie als Erfahrungen lesen zu können.

So scheint mir ein Umweg über Hume in der That ein Abkürzungsweg, den der Schulunterricht einschlagen kann und der an mancher steilen Bergwand vorbeiführt, die für unsre bescheidenen Verhältnisse als unersteiglich gilt. Jeder gebildete Kantianer wird hier manches vermissen, so vor allem was Kant unter sinnlicher Anschauung versteht, ferner die Bedeutung des a priori und die Unterscheidung zwischen Wahrnehmungsurteilen und Erfahrungsurteilen. Aber ich meine, wir können es für den Anfang missen, wir dürfen die Festung nicht gleich beim ersten Anlauf erstürmen wollen, wenn uns nicht der gerechte Vorwurf gemacht werden soll, daß wir über das Ziel hinausgeschossen. Systematisch-kantische Philosophie ist es freilich nicht, was dabei herauskommt, und soll auch vor Schülern um Himmels willen nicht als solche ausgegeben werden. Warum soll der Schüler nicht auch einmal ein Gefühl davon bekommen, daß da im Hintergrunde noch viele Dinge liegen, die seine Schulweisheit noch nicht zu ergründen berufen ist? — —

Wie Kant in den „Träumen eines Geistessehers“ seinen unbarmherzigen Spott ausgießt über die Träume der Metaphysik, so tut es auch Schiller häufig in seinen Gedichten, und mit dem Spott paart sich bei ihm die Resignation. Gedichte wie „der Metaphysiker“ und „menschliches Wissen“ können dem Verständnis der Schüler nahegebracht werden, auch wird man hier unbedenklich „die Größe der Welt“ einflechten, obgleich dieses Gedicht der Jugendzeit des Dichters angehört. Weniger zu empfehlen wäre „die Weltweisen“, denn die Spitzfindigkeiten der Logik, die darin verpottet werden, können dem Schüler ruhig unbekannt bleiben. „Kassandra“, die Reinitz in diesem Zusammenhang erwähnt<sup>17)</sup>, würde ich von dieser philosophischen Gesellschaft ausschließen; denn für die Unerschaulichkeit der Wahrheit sprechen doch bei ihr zu viel andere Gesichtspunkte mit, die nicht in der Natur der Erkenntnis liegen. Ähnlich steht es mit dem „verschleierte Bild zu Sais“. Als Beitrag zur Erkenntnislehre kann es nicht angesehen werden, ihm kommt vielmehr philosophisch eine rein praktische Bedeutung zu.

<sup>17)</sup> Reinitz: Schillers Gedankendichtung in ihrem Verhältnis zur Lehre Kants. Progr. Ratibor 1894.

Das schönste Gedicht, das von den Grenzen des menschlichen Erkennens handelt, ist „der Pilgrim“. Der Wahrheitsfucher, der vom Himmel die schönsten Sterne fordert und dem keine Näh' und keine Ferne die tiefbewegte Brust befriedigt! Da steht er schließlich stille wie am Strande des Meeres, des Undurchdringlichen, Unübersteiglichen, Unbegreiflichen. — Auch Kant wird über solchen Erwägungen zum Dichter. Ich erinnere nur an das schöne Gleichnis von dem Insellande der Erkenntnis umgeben von dem weiten und stürmischen Ozean der schwärmenden Spekulation mit seinen Nebelbänken und wegschmelzenden Eisbergen <sup>18)</sup>, ein Gleichnis, das an Bildkraft allen Schillerschen zu ähnlichem Zwecke erfundenen Gleichnissen überlegen ist.

Wie das Menschengemüt nicht darin Genüge findet, vom Bedingten immer wieder zum Bedingten fortzuschreiten und nie zum Unbedingten gelangen zu können, das spricht „der Pilgrim“ ergreifend aus:

„Aber immer blieb's verborgen,  
Was ich suche, was ich will.“

Und was treibt ihm immerzu über Berge, Schlünde und wilde Ströme? „Ein mächtig Hoffen und ein dunkles Glaubenswort.“ „Eine nicht zu dämpfende Begierde, durchaus über die Grenze der Erfahrung hinaus irgendwo festen Fuß zu fassen“ <sup>19)</sup>. Der Pilgrim bildet, wenn er auch des Mutes kühnen Flügel sinken läßt, den Übergang von den Gedichten der bloßen Resignation zu denen, die darüber hinausführen <sup>20)</sup>. Es äußert sich die Idee der Wahrheit als treibende Kraft, suchend in rastloser Betätigung, wie ein im Bewußtsein des Menschen liegendes Gefühl seiner Bestimmung, doch schrankenlos in seinem Sehnen, unrastrvoll an den Grenzen der Menschheit. Wieviel abgeklärter, ruhiger spricht Goethe denselben Gedanken aus:

„Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis  
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“

Woher der Ursprung dieses höheren Bedürfnisses, die Ursache dieser nicht zu dämpfenden Begierde? „Sie ahnet Gegenstände, die ein großes Interesse für sie bei sich führen. Sie tritt den Weg der bloßen Spekulation an, um sich ihnen zu nähern; aber diese

<sup>18)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 221.

<sup>19)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 604.

<sup>20)</sup> Zufällig, nicht zeitlich; denn der Pilgrim ist in der Harmonie von Schillers philoſ. Gedichten der herzbewegende Schlusſafford (aus dem Jahre 1803).

fliehen vor ihr. Vermutlich wird auf dem einzigen Wege, der ihr noch übrig ist, nämlich dem des praktischen Gebrauches, besseres Glück für sie zu hoffen sein.“ Geben diese Worte Kants nicht den Gedankeninhalt des Schiller'schen Gedichtes „die Sehnsucht“ unübertrefflich wieder, besser als irgend ein Kommentar dazu imstande wäre?

Um weiter vorzudringen, muß erst klargestellt werden, was Schiller unter einer Idee versteht. Die Bestimmung ist vorerst eine negative: in der Erfahrung ist nirgend ein ihr Entsprechendes anzutreffen. Das merken wir schon überall „an der Schranken peinlichem Gefühl“, während wir mit der Idee die Vorstellung von etwas Vollkommenem verbinden. In dem, was unter Idee zu verstehen ist, befindet sich Schiller in der Hauptsache in Übereinstimmung mit Kant, und Kant geht in seiner Erklärung „von den Ideen überhaupt“ auf Plato zurück, indem er dem durch unbehutsamen Gebrauch schwankend gewordenen Begriff seine ursprüngliche eigentümliche Bedeutung zurückgibt. Ja Kant bittet ausdrücklich alle diejenigen, denen Philosophie am Herzen liegt, den Ausdruck Idee seiner ursprünglichen Bedeutung nach in Schutz zu nehmen <sup>21)</sup>. Durch Anlehnung an den griechischen Mythos steht Schiller in noch näherer Beziehung zu Plato, besonders was den Ursprung der Ideen betrifft. Darin ist Plato Dichter, und Kant ist ihm nicht darin gefolgt <sup>22)</sup>. Leuchtenberger hat darauf hingewiesen, wie durch die poetische Darstellungsweise bei Plato nicht selten die Schärfe und Klarheit der Bestimmungen leidet <sup>23)</sup>. Auch Schiller nimmt das Recht der dichterischen Freiheit für sich in Anspruch; und so wird man die mythologische Wendung in der 4. Strophe von „Ideal und Leben“ ihrem poetischen Gehalt nach mit Hinweis auf Plato und auf den ähnlichen Gedanken Schillers im „Elysäischen Fest“ erklären, jedoch diese Anschauung von dem verlorengegangenen Urbilde der Menschheit nicht als einen Bestandteil der Philosophie Schillers hinstellen. Allegorien dienen der poetischen Verjünglichung, in der Philosophie können sie leicht zu Eselsbrücken werden. Wo Begriffe fehlen, stellt sich leicht als Notbehelf ein Gleichnis ein. Als Darstellungsmittel von höchstem Werte sind Allegorien wertlos als Beweismittel. Auch dies wäre im Unterricht nach-

<sup>21)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 278.

<sup>22)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 275, Anm.

<sup>23)</sup> Leuchtenberger: Idee und Ideal, ein Stück philosophischer Propädeutik. Progr. Posen 1893, S. 8 f.

drücklich hervorzuheben, weil ja hier die Gefahr einer Verwechslung von Philosophie und Poesie so besonders nahe liegt. — Es ist kaum mehr nötig, darauf hinzuweisen, daß in der Bezeichnung „Dichterphilosoph“ deshalb durchaus keine Inkonsequenz liegt, wenn man nur den vorher angedeuteten Unterschied scharf im Auge behält.

Philosophisch läßt sich von dem Ursprung der Ideen nichts anderes sagen, als daß es eine Bewußtseinsstatfache ist, daß der menschliche Geist nach Totalität strebt, ob er gleich in der Erfahrung nichts dem Kongruierendes antröfe.

Idee ist die Verstandesvorstellung von etwas Vollkommenem. Kant findet es unerträglich, Vorstellungen der Sinnlichkeit Ideen zu nennen<sup>24)</sup>. Ja im vulgären Sprachgebrauch wendet man Idee gar auf rein materielle Dinge an. „Aber, o göttlicher Plato, was ist da aus deiner Idee geworden!“ (Leuchtenberger.) Ideen sind etwas Immaterielles. Es wäre nun die Aufgabe des Unterrichts, was man unter einer Idee versteht, an einem im Gesichtskreis der Schüler liegenden Beispiel zu erläutern. Man wird im Gebiete des praktischen Lebens leicht Fälle aufweisen können, wo Handlungen sich weder aus Naturnotwendigkeit noch aus Verstandesüberlegung erklären lassen, sondern eben allein aus der Macht der Idee (z. B. Damons Freundestreue u. ähnliches). Denn die Wirksamkeit der Ideen ist im Praktischen so viel leichter darzutun als im Theoretischen. Ja selbst wenn sich für die Idee des Sittlichen gar kein Beispiel in der Erfahrung aufweisen ließe, so bliebe doch die bloße Geltung des sittlichen Gebotes ganz unabhängig und uneingeschränkt von seiner tatsächlichen Befolgung. — Aber nicht nur im Praktischen, auch im Theoretischen äußern Ideen eine Wirksamkeit. Als solche ist bei Schiller bereits die Idee der Wahrheit aufgetreten, und ihre Verwirklichung konnte in der Erfahrung nicht angetroffen werden. Die Idee ist etwas Unerreichbares, ein Ewiges, Unveränderliches.

Was aber verstehen wir unter einem Ideal? Ein Ideal nennen wir das, was der Idee entsprechen soll oder zu entsprechen scheint, oder was zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen mit dem Anspruch, ihr zu entsprechen, aufgetreten ist. Dies, glaube ich, ist die gewöhnliche Bedeutung, die man darunter versteht, und in diesem Sinne gebraucht auch Schiller das Wort Ideal. Kant freilich saßt in dem Abschnitt „vom Ideal überhaupt“<sup>25)</sup> Ideal nur

<sup>24)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 279.

<sup>25)</sup> Kritik der reinen Vernunft. S. 451 f



im höchsten Sinne als das, was der Idee entspricht, und nennt, was ihr nicht völlig entspricht, uneigentliche Ideale. Bei Schiller finden wir jedoch, abweichend von Kant, das Wort in jenem weiteren, niederen Sinne verstanden. Jede Zeit, jedes Volk, ja im Grunde genommen jeder Mensch hat seine eigenen Ideale, und diese können sich wandeln.

„Die Ideale sind zerronnen,  
Die einst das trunkne Herz geschwellt.“

Sie sind veränderlich, sie sind — wie Glück, Ruhm, Liebe, Erkenntnis (Schiller „die Ideale“) — Zielpunkte, die dem Streben des Menschen eine Richtung geben, aber verschieden in ihrer Dauerhaftigkeit und noch nicht absolute, höchste und letzte Ziele.

Das Ideal wird entweder nicht erreicht, es ist vielleicht ein unrealisierbares, vielleicht ein trügerisches gewesen, oder es wird erreicht, und dann steckt sich der Mensch sofort ein höheres, um dem nachzustreben, gerade so wie aus der Erfüllung eines Wunsches gleich ein neuer geboren wird. Die Aufstellung eines Ideals ist der Versuch der Annäherung des Individuums zur Idee. Es ist der ewige, immerwährende Kampf um die Verwirklichung der Idee. Das Gedicht „die Worte des Wahns“ stellt dar, wie verhängnisvoll die Enttäuschung ist, wenn der Mensch meint, die Außenwelt müßte der Idee entsprechen. Es wäre dies eine Verwechslung der im Menschengemüte lebenden idealen Strebenrichtung mit dem unmöglichen Zustande einer erträumten Weltvollkommenheit, eine Vertauschung von innen und außen. Die Idee des Guten und Wahren in der Welt verwirklicht sehen zu wollen, hieße Phantomen nachjagen. Das Ideal aber ist ein dem Menschen vorschwebendes Vorbild, das ihn dem Urbilde der Idee näher bringt, wenn er es auch nie völlig erreicht. — Danach würde den „Worten des Wahns“ derselbe Gedanke zugrunde liegen wie der, durch den „das Ideal und das Leben“ erst in die richtige Beleuchtung gesetzt wird:

„Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,  
Den Erschöpften zu erquicken,  
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.“

Es wäre schon viel gewonnen, wenn den Schülern recht klar würde, daß Schillers Ideal gerade das Gegenteil bedeutet von einem schwärmerischen sich Hineinträumen in einen Zustand des Vollkommenen, sondern vielmehr ein wackeres Arbeiten und Ringen und Kämpfen, nicht sich beherrschen zu lassen von der

Mühseligkeit der Wirklichkeit und mutig wie Herakles den Widerwärtigkeiten ins Auge zu blicken und aufzublicken zu der uns als Leitstern vorschwebenden Idee. So sind die Ideen gleichsam Leitmotive für den im Wissen und im Handeln nach Vollendung strebenden Menschen und verhängnisvoll nur für den irrenden Phantasten, der das, was als ein *sursum corda* in seine Seele gepflanzt ist, außer sich in der Welt des Empirischen verwirklicht wähnt. Es ist doch nur ein anderer Ausdruck für dasselbe, wenn Kant sagt: Ideen dienen bloß zur Regel, als ein regulatives Prinzip, objektive Realität ist ihnen nicht beizumessen. Dieses Wort scharfer Grenz-scheidung klingt auch in Schillers Wallenstein hinein. In Wallensteins berühmter Entgegnung auf die Warnungen des May, in jenem Glaubensbekenntnis des Realisten „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort . . .“ hat der naiv empfindende Schüler gleich das Gefühl, daß Wallenstein im Unrecht ist. Warum aber? Wallenstein urteilt nur von *Tatsachen*, wo es sich um ein *Werturteil* handelt; von seinem Standpunkte aus kann er dem Ideal nicht gerecht werden.

„Was die Göttlichen uns senden  
Von oben, sind nur allgemeine Güter;  
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich.“

So sagt allein der rechnende Verstand. Man kann die Sterne nicht mit Händen greifen, sie bleiben uns auf ewig unerreichbar. Und doch leuchten sie dem Schiffer auf dunklem Meere voran. Unerreichbarkeit, und trotzdem Wirksamkeit!

### III.

So gehen die Ideen als oberste Normen hinaus über das, was ist, und leiten hin zu dem, was sein *soll*. Dieses aber ist das Gebiet des *Praktischen*, und darin zeigen Ideen recht eigentlich ihre Wirksamkeit. Ja irgend eine Handlung, sofern sie die eines Vernunftwesens ist, ist überhaupt unmöglich ohne die Wirksamkeit einer Idee. Wie der Mensch teils Sinnenwesen, teils Vernunftwesen ist, so sind seine Handlungen aus Notwendigkeit und Freiheit zusammengesetzt. Schillers dramatische Gestalten veranschaulichen dieses, am deutlichsten Wallenstein, aber auch Don

Gefahr u. a. Von dem Willenswiderstand gegen die Naturbedingungen, „des Geistes tapfrer Gegenwehr“ (Das Ideal und das Leben, Strophe 13) erhalten überhaupt die Schillerschen Dichtungen zumeist ihre Lebensfarbe,

„Von jenem Mut, der früher oder später  
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.“

Worte, mit denen der große Freund das innerste Wesen unsers Dichters getroffen hat.

Man darf nach Schillers ganzer Geistesart und Entwicklung annehmen, daß die eigenartige Wendung, die Kant dem Freiheitsproblem gab, dasjenige war, was Schiller zu Kant hinführte. Man dürfte dieses, sage ich, annehmen, selbst wenn es nicht ausdrücklich durch Schillers Briefe<sup>26)</sup> bestätigt wäre. Er hatte um Freiheit gerungen wie Jakob mit dem Engel, hier endlich fand er, was ihm wie ein Evangelium klingen mußte: Freiheit ist Gesetz, Selbstbestimmung.

„Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,  
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“

Wo von dem Verhältnis von Schillers zu Kants Ethik die Rede ist, da wird leicht allzu geüffentlich ein Unterschied hervorgehoben und das Übereinstimmende nicht genügend gewürdigt: die Gemeinsamkeit der Grundbegriffe. Dieses letztere aber ist überhaupt das wesentliche, zu allermeist für eine Propädeutik.

Die beste Darstellung der ethischen Grundbegriffe, deren Kenntnis für das wahre Verständnis Schillers so ungemein wichtig ist, findet man im 1. Kapitel von Kants Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Ich wüßte in der Tat keinen Grund, warum dieses in seiner grandiosen Einfachheit klassische Kapitel nicht in den Lektüreplan der Prima aufgenommen werden sollte. Für das Gymnasium liegt es geradezu auf der Hand, bei Sokrates darauf zu sprechen zu kommen. Für die Realanstalten ist es um so wichtiger, als ihnen nicht einmal ein Ersatz in der Platolektüre zur Verfügung steht. Oder was könnte das Englische dafür setzen? Etwa Shaftesbury? Es wäre gerade das, was Kant bekämpft und endgültig abgetan hat.

<sup>26)</sup> Es kommt hier besonders der Brief an Körner vom 18. Februar 1793 in Betracht, in dem es heißt: „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst; sowie das in der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze.“

Kants Grundlegung ist die definitive Abfage von aller eudämonistischen Moral, die Gründung des Sittengesetzes auf den im sittlichen Bewußtsein enthaltenen Begriff der Pflicht. Er braucht nicht erst durch gelehrte Untersuchungen ausfindig gemacht zu werden, er leuchtet auch dem gemeinen, ungelehrten Verstande von selbst ein. Aber gereinigt muß das Gold werden von allen Schlacken, von allem Zufälligen, von aller Rücksichtnahme auf äußere Motive, aller Einschmeichlung und Selbsttäuschung. Es gibt nur eine Pflicht: die Achtung fürs moralische Gesetz zum alleinigen Prinzip des Willens zu machen. Und ein solcher Wille ist überhaupt das einzige, was ohne Einschränkung für gut kann gehalten werden. Der Wille gibt sich selbst das Gesetz, er ist autonom.

Es ist an dieser Stelle überflüssig, die Kantischen Grundgedanken des weiteren hier herzuführen. Man sehe sie lieber in der Quelle selbst ein. An Gelegenheiten, an der Hand der Dichtung die Majestät des Sittengesetzes zur Anschauung zu bringen, fehlt es wahrlich nicht. Ich erinnere nur an die ungeschriebenen Gesetze, auf die sich die Antigone des Sophokles beruft und die auch Goethes Iphigenie Thoas gegenüber geltend macht. Aber die Stellung Schillers zu dem Kantischen Grundsatz erheischt noch eine Bemerkung. Darüber kann gar kein Zweifel herrschen, daß in der Begründung der Ethik Schiller mit Kant ganz übereinstimmte, und daß auch Schillers Einwendungen in seiner Abhandlung „über Anmut und Würde“ an dem von Kant aufgestellten Prinzip gar nicht rütteln wollen. Dieses steht unabweislich durch Zeugnisse von beiden Seiten fest und die Klärung der scheinbaren Uneinigkeit brachte Kant in einer Anmerkung zur zweiten Auflage der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (S. 21 f.). Im Prinzip ist Schiller mit Kant ganz einig, soweit es das rein Moralische betrifft<sup>27)</sup>. Erst wo Schiller auf das ästhetische Gebiet übergeht<sup>28)</sup>, geht er über Kant hinaus und stellt sich teilweise zu ihm in einen gewissen Gegensatz. Schiller hat das Ideal

<sup>27)</sup> Kühnemann: Schillers philoj. Schriften. Einleitung S. 44 f. Bauch: Schiller und die Idee der Freiheit. In „Schiller als Philosoph“, Festgabe der „Kantstudien“ 1905. S. 106 f. Die wichtigsten Zeugnisse für Schillers vollständige Beistimmung zum Kantischen Moralprinzip macht Vorländer geltend in den Briefen Schillers an den Prinzen von Augustenburg. Vgl. besonders die ursprüngliche Fassung des 6. Briefes vom 3. Dezember 1793. Vorländer: Kant-Schiller-Goethe. Leipzig 1907, S. 26.

<sup>28)</sup> Am klarsten gibt Schiller selbst darüber Aufschluß in der Anmerkung zu seiner Abhandlung „über das Pathetische“, wo er über die Verschiedenheit von moralischer und ästhetischer Schätzung pflichtgemäßer Handlungen spricht.

einer vollendeten ästhetischen Kultur vor Augen, Kant nicht. Kant zeigt uns nur den Kampf, Schiller den Sieg, vollständiger aber in „Ideal und Leben“ den Kampf und den Sieg. Das ist kein Widerspruch, das ist eine Ergänzung. Als Entgegnung auf Schillers Abhandlung „über Anmut und Würde“ schreibt Kant 1794: „Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Hercules Mufaget.“ Darauf im folgenden Jahre Schiller in seinem Gedichte:

„Kang mit Hydern und umarmt den Leuen,  
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,  
Lebend in des Totenschiffers Kahn.  
Alle Plagen, alle Erdenlasten  
Wälzt der unversöhnten Göttin List  
Auf die will'gen Schultern des Verhassten —  
Bis sein Lauf geendigt ist —  
Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,  
Flammend sich vom Menschen scheidet  
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.“<sup>29)</sup>

Es ist aber die Ansicht zu einem fast unausrottbaren Vorurteil geworden, daß Schiller durch eine Modifizierung der ethischen Begriffe „die wunde Stelle des Kantischen Rigorismus geheilt habe“, wie sich z. B. W e n d t ganz schief ausdrückt, der sonst gerade für die Behandlung Schillers und Kants im philosophischen Schulunterricht so wertvolle und beherzigenswerte Winke gibt<sup>30)</sup>. Wir begegnen jener falschen Auffassung immer wieder, obgleich K ü h n e m a n n<sup>31)</sup> schon längst, ferner B o r l ä n d e r a. a. D. und neuerdings wieder B a u c h<sup>32)</sup> das, was daran wahr ist, auf das rechte Maß zurückgeführt haben.

Freilich hat Schiller selbst zu dem Mißverständnis den Anlaß gegeben durch sein bekanntes Distichon:

Gewissenskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,  
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

<sup>29)</sup> Auf diese Übereinstimmung Kants und Schillers in dem Bilde des Herakles „als Versinnlichung der ringenden und siegenden Menschheit“ und auf die Möglichkeit einer Anregung des Dichters durch den Philosophen hat schon B o r l ä n d e r hingewiesen in seiner Dissertation „Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit“. Marburg 1893, S. 65, Anm. 1.

<sup>30)</sup> Baumeisters Handbuch, Bd. III, Abt. VII, S. 150.

<sup>31)</sup> Die Kantischen Studien Schillers. Marburg 1829. Hier S. 64, 65 bespricht Kühnemann eingehend die ältere Litteratur über diesen Gegenstand.

<sup>32)</sup> B a u c h : Immanuel Kant. Sammlung Götschen 1911, S. 140 f.

## Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,  
Und mit Abfcheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Da diese Stelle schon viele schiefe Auffassungen verursacht hat, verlohnt es sich wohl, sie einmal genauer anzusehen. Es handelt sich um die Strenge des kantischen Pflichtbegriffs, der jede Bundesgenossenschaft der Neigung stolz ausschlägt.

Derjenige, der sich hier „Gewissenskrupel“ macht, scheint recht im unklaren über sich selbst besagen zu sein. Denn wenn die Neigung nur so mit seiner Handlung zusammentrifft, daß sie nicht den Bestimmungsgrund des Willens bildet, sondern mit dem Willen nur die Richtung gemein hat, so hätte er gar keine Ursache, sich Skrupel zu machen. Seine Handlung geschähe zwar nicht aus Pflicht, aber trotzdem pflichtgemäß. Er hätte ebenso wenig Ursache, sich ihrer besonders zu rühmen. Das Schillersche Wort „tugendhaft“ dient dazu, um die klare Beurteilung zu verschleiern. Den Freunden gern zu dienen, kann man liebenswürdig finden, eine solche Handlung kann, wie Kant selbst sagt, Lob und Aufmunterung verdienen. Es wäre aber Eitelkeit, für sich daraus ein moralisches Plus herleiten zu wollen.

Trügerisch wie die von Schiller aufgeworfene Frage ist auch die Antwort. Schiller spielt den Gedanken auf den Boden einer falschen Voraussetzung hinüber in den Worten „du mußt suchen, sie zu verachten“. Er setzt dadurch dem Willen eine Bedingung, er stellt ihn ein auf eine Absicht, er gibt ihm einen Bestimmungsgrund, der nicht mehr in dem bloß formalen Prinzip des Wollens anzutreffen ist; er macht aus dem kategorischen einen hypothetischen Imperativ.

Aber das ist ja, wird jeder sofort sagen, nicht ernst gemeint; es ist doch nur eine Persiflage! Ganz recht! Schiller übertreibt, und Übertreibung ist das gute Recht der Satire. Aber Schiller tut mehr. Er mengt in die reine Maxime des Handelns eine Absicht, die darauf ausgeht, einen scheinbaren Hinderungsgrund der Sittlichkeit, der in Wahrheit gar kein Hinderungsgrund ist, auf die Weise zu überwinden, daß er ihn in seinen ebenfalls nur scheinbaren Konsequenzen ad absurdum führt.

Ein wahrer Lusthieb nach Art der Sophisten! Nicht ganz so grob, aber geschickter und witziger als des Lehrlings spaßhafte Entgegnung auf das cogito ergo sum in demselben Gedichte.

Das Gedicht „die Philosophen“ ist eine so derb humoristische Satire, daß man endlich aufhören sollte, es als eine ernstgemeinte „Widerlegung“ Kants aufzutischen. Für den Schulunterricht ist es überhaupt viel zu schwer und ohne eine ziemlich gründliche Kenntnis der Geschichte der Philosophie kaum verständlich.

An der Schärfe der Satire darf man nicht Anstoß nehmen. Hat doch Schiller in demselben Gedicht in übermütiger Laune selbst das köstlich verspottet, was ihm heiliger Ernst war: die Begründung der Freiheit auf dem Prinzip der Autonomie, das Kantische „du kannst, denn du sollst!“ Der Lehrling im Gedicht ist das dumme, naseweise Publikum, das Wahrheit bar aufgezehrt haben möchte wie Münze auf einem Brett. Da wird denn wohl unter seinen plumphen Fingern mancher philosophische Satz zur Karikatur.

Allein ich halte den Leser schon ungebührlich lange auf mit der Betrachtung eines Gedichtes, nur um nachzuweisen, daß es eigentlich nicht hierhergehört. Wo es aber zur Sprache kommt, erfordert es zur Verhütung von Mißverständnissen ganz besondere Vorsicht.

Es bleibt dabei: an der Strenge des Pflichtbegriffs ist nicht zu rütteln und zu deuteln. Und sollte er auch nirgends in der Welt verwirklicht angetroffen werden.

„Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,  
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.“

Denn es ist hier auch gar nicht die Rede davon, „ob dies oder jenes geschehe, sondern die Vernunft für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebiete, was geschehen soll“<sup>33)</sup>.

Die Gedichte „die Worte des Wahns“ und „die Worte des Glaubens“ zeigen den engsten Anschluß Schillers an die Gedanken Kants. —

Man ist manchmal versucht anzunehmen, daß die große Popularität Schiller zum Unselgen geworden sei. Manche seiner Worte sind im Volksmunde derart abgegriffene Münze geworden, daß die Feinheit des Gepräges übersehen wird. Dazu rechne ich auch das bekannte:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,  
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Wie ist mit unübertrefflicher Kürze in dem „sieht“ und „übet“ die Spekulation der Tat gegenübergestellt! Nicht allein daß die

<sup>33)</sup> Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. S. 39.

sittliche That nicht des Verstandes der Verständigen bedarf, nein, mehr noch: Wille und That machen möglich, was dem bloß theoretischen Verstande unmöglich blieb. Es liegt in jenen Worten nichts Geringeres als die Lehre vom *P r i m a t* der praktischen Vernunft. „Nicht ohne Bewunderung“<sup>34)</sup> sieht der Philosoph, wie wahre Sittlichkeit von unserm Wähnen über Unerforschlichkeiten so ganz und gar nicht abhängt. Angesichts der frommen Einfalt schlägt sogar die Sprache Kants bewegende Töne des Gemütes an.

Mit jenem Schillerworte aber geht es uns wie mit jenem Bibelworte, daß der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft. Unzähligemal hat man es gehört und vielleicht nachgesprochen und die abgrundtiefe Wahrheit kaum gefühlt, bis sie sich einmal von unerwarteter Seite plötzlich in ahnungsvoller Weite aufthut.

Diese Andeutungen beabsichtigen nichts weiter, als auf einen für die Schule möglichen und meiner Meinung nach zweckmäßigen Weg zur Philosophie hinzuweisen. Ich weiß wohl, daß viele Wege zum Ziele führen, und daß man es auch ganz anders machen kann, je nachdem der Ausgangspunkt ein anderer ist.

<sup>34)</sup> Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. S. 34

